

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 27 (2014)

Artikel: Prägende Erinnerungen der Kriegsgeneration : Alltag im Zweiten Weltkrieg im Raum der Festung Magletsch

Autor: Steuble, Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prägende Erinnerungen der Kriegsgeneration

Alltag im Zweiten Weltkrieg im Raum der Festung Magletsch

Christoph Steuble

Die Tatsache, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs von Angriffen verschont blieb, hat schon dazu geführt, dass die Lebenswelt der «Kriegsgeneration» von ihren Nachkommen missverstanden oder verklärt wurde. Dabei besteht die Gefahr, das Leben in der Schweiz während der Kriegsjahre zu banalisieren. Das Wissen um das Ausbleiben eines Angriffs von Hitler-Deutschland kann zur Interpretation führen, dass die Schweiz im kriegsverwüsteten Europa eine Insel der Glückseligen gewesen sein müsse. Dieses Bild entbehrt nicht jeglicher historischer Grundlage. Es scheint vor allem dann zutreffend, wenn man sich die grausamen Ausmasse dieses Krieges mit geschätzten 50 Millionen Todesopfern vergegenwärtigt. Aber letztlich bleibt das Bild insofern unvollständig, als dass es das Wissen um den Verlauf der Geschichte voraussetzt. Möchten wir vergangene Lebenswelten verstehen lernen, so dürfen wir den Verlauf der Geschichte nie als bekannt voraussetzen. Eine Maxime in der Auseinandersetzung mit Geschichte lautet daher: Wie die Zukunft heute unbekannt ist, so war sie es auch gestern.

Für die Generation, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt hat, waren die Jahre 1939 bis 1945 oft lebens- beziehungsweise identitätsprägend.¹ Im Rahmen dieses Beitrags haben sich fünf Personen mit Jahrgang 1925 bis 1937 bereit erklärt, mit dem Verfasser in zwei- bis dreistündigen Interviews über jene Zeit zu sprechen. Die Auswertung des Interviewmaterials ist entsprechend eine qualitative und keine quantitative.

Da es nicht möglich war, sämtliche Interviewmitschnitte auf den folgenden Seiten zu präsentieren, werden die Erzählungen meist einleitend in einen grösseren historischen Kontext gestellt. Diese Methode erlaubt der Leserin, dem Leser, nebst einer groben historischen Einordnung auch einen besseren Lesefluss. Letztlich aber bleiben die ausgewählten Episoden Stückwerk, das heisst, sie sind mehr oder weniger unabhängig voneinander.

Die Oral-History-Methode

Befragen Historiker Zeitzeugen, so verwenden sie dafür in der Regel den Begriff der *Oral History*. Wörtlich übersetzt bedeutet dieser englische Terminus ‘mündliche Geschichte’. Das Konzept ist jedoch etwas umfassender, denn letztlich geht es um die während eines Gesprächs durch eine Person erinnerte und von dieser mündlich wiedergegebene Vergangenheit. Mittelpunkt dieser Untersuchungen sollte stets die interviewte Person sein. Sie allein hat das Recht, sich zu erinnern oder so und nicht anders sich zu erinnern oder sich gar nicht zu erinnern.² Ein Oral-History-Interview darf seitens des Interviewers auch niemals ein Verhör oder ein Ausfragen beziehungsweise ein Korrigieren oder gar Besserwissen sein.³ Letztlich verlangt die Methode auch ein gewisses Vertrauen in die Menschen, weil trotz aller wissenschaftlich pedantischen Arbeit nicht für jede Aussage ein schriftlicher Beleg gefunden werden kann und auch nicht gefunden werden muss.

Der Verfasser hat versucht, die Gespräche «nach den Regeln der Kunst»

zu gestalten und hofft, dass die Leser nach der Lektüre der ausgewählten Interviewausschnitte ein Gefühl für die damalige Lebenswelt der Interviewten bekommen.⁴

Kriegsbeginn und Alltag

Ab dem frühen Nachmittag des 1. September 1939, also am Tag des Überfalls von Deutschland auf Polen, wird auch die Schweizer Armee mobil gemacht. Im Werdenberg sind die Gemeindeweibel wie andernorts angewiesen, mit Trommeln durch die Dörfer zu marschieren und die Truppengattungen beziehungsweise die Wehrmänner aufzurufen, die sich auf dem Mobilmachungsplatz zu melden haben. Heinrich Seifert, geboren 1932 und aufgewachsen in Gretschins, erinnert sich:

Mit dem Beginn des Festungsbaus 1939 ist Leben ins Dorf gekommen. Es wurden Truppen in jedem Stall, Sticklokal und auch im Pfarrhaus einquartiert – alles wurde militarisiert. Zudem kamen die Festungsarbeiter aus allen Landesteilen, vor allem aus dem Wallis und dem Tessin. Diese haben im damals einzigen Restaurant, dem Rebstock, genächtigt. [...] Da wir in unserer Familie kein leeres Bett mehr hatten, aber einen grossen Estrich, haben wir in diesem ein Provisorium mit zwei Betten eingerichtet, wo wir zwei Arbeiter aus dem Tessin einquartieren konnten. Reden konnten wir mit ihnen nicht, weil wir kein Italienisch und sie kein Deutsch sprachen. Wenn irgend etwas war, das man nicht mit Händen und Füßen erklären konnte, so mussten wir zum Nachbarn, der hatte einen Tessiner im Haus, der Deutsch sprechen konnte. Die meiste Zeit, wie man sich vorstellen kann,

Blick vom Tuf auf Oberschan und den Hügelsporn Magletsch, rechts der Ochsenberg und die Ruine Wartau. Die starken Retuschen am Magletsch und am Brögstein (ganz links) lassen die Aufnahme um 1940 datieren.

Bilddatenbank Politische Gemeinde Wartau



waren sie aber ohnehin ausser Haus. Ge- gessen haben sie mit uns nur am Sonntag, ansonsten haben sie die Mahlzeiten in der Festungskantine Magletsch eingenom- men, die Tag und Nacht offen war. Einer dieser Tessiner, ein Herr Mercoli, hat sich nach dem Krieg in Sevelen niedergelassen und war viele Jahre als Bauarbeiter bei der Firma Spreiter tätig. Meines Wissens leben die Nachkommen immer noch hier.»

Irene Seifert ergänzt ihren Mann – mit einem verschmitzten Lächeln: «Das Umgekehrte hat es natürlich auch gege- ben, dass Mädchen von hier beispielsweise einen Walliser geheiratet haben und dann ins Wallis gezogen sind. Das ist halt so, wenn einmal Fremde kommen. [...]»

Ich bin in Malans aufgewachsen und ich bin ja fünf Jahre jünger als mein Mann, aber für mich war das eine sehr inter- essante Zeit als kleines Mädchen. Wenn wir als Kinder draussen waren, hat es überall Soldaten gehabt und diese hatten, so schien es mir, immer sehr viel Zeit, um mit den Menschen und auch mit uns Kin- dern zu plaudern. Eines Tages – wir sind von Frühling bis Herbst immer barfuss

unterwegs gewesen – habe ich mir den ganzen Nagel der grossen Zehe wegge- schlagen. Ein Sanitäter, der mich weinen sah, hat mich aufs Krankenzimmer, welches in einem Bauernhaus eingerichtet war, mitgenommen. Als wir eingetreten sind, sah ich im Stroh einen verletzten Sol- daten liegen. Jedenfalls durfte ich mich hinsetzen und der Sanitäter hat mir die Zehe verbunden. Auch die folgenden Tage durfte ich immer vorbeigehen, um meine Blessur neu zu verbinden. Mir kam es vor, als sei der Sanitäter froh gewesen, dass er etwas zu tun gehabt hat. [...]»

In die Waschküche eines benachbarten Bauernhauses war ein Koch einquartiert, der Herr Meier. Als die Truppen abgezo- gen wurden, hat er mir gesagt, dass ich noch ein Gericht wünschen dürfe, das ich gern habe. Da habe ich Schokoladencreme gewünscht, weil das zu dieser Zeit eine Ra- rität war. Da hat der Koch sich Mühe ge- geben und eine sehr feine Creme gemacht. Ich weiss noch, dass ich mich bei Herrn Meier schon fast beschwert habe, weil die Schokoladencreme zu Hause noch Kakao- knöllchen drin hatte. Das war natürlich

nur, weil meine Mutter oder meine Schwestern die Creme nicht so gut gerührt haben, wie der Herr Meier, aber das habe ich na- türlich nicht gewusst.»

Hans Eggenberger, der Sohn des gleichnamigen und damaligen Primar- lehrers in Oberschan, zeichnet ein ähn- liches Bild des Kriegsausbruchs:

«Das Aufwachsen in Oberschan wäh- rend des Krieges muss man sich so vorstellen, dass das Militär überall war. Nicht nur in den Wohnungen waren Soldaten einquartiert, sondern auch, wenn man als Kind draussen spielte, so traf man in Hanglagen immer wieder auf eingegrabe- ne Soldaten, die sich dort verschanzt und den Auftrag hatten, die Festung zu bewa- chen. Erkannt hat man die eingegrabenen

1 Dejung 1999, S. 64–68.

2 Man bedenke auch, dass die Ereignisse teil- weise 70 Jahre und mehr zurückliegen.

3 Krölik 2011.

4 Suggestivfragen oder Ja-/Nein-Fragen wur- den möglichst vermieden; manchmal haben sie sich dennoch ins Gespräch eingeschlichen.

Soldaten meist nur an Gewehr und Helm. [...] Während des Festungsbaus waren auch viele Soldaten bei uns im Schulhaus einquartiert, da kam es schon vor, dass die Schule für zwei Monate oder so ausgefallen ist. Während die Festungsarbeiter teilweise aus der Region stammten, waren die Festungsarchitekten Fremde, die einquartiert werden mussten. Einen Bauzeichner hatten wir bei uns im Schulhaus, der mich einmal mit Karabiner und Stahlhelm abgelichtet hat.

Als dann im Jahr 1941 der obere Stock der Festung fertiggestellt war, sind sämtliche Kompanien in der Festung einquartiert worden. Da ist es im Dorf dann ein wenig ruhiger geworden, obwohl die ganzen Infanteristen, also alle, die um die Festung herum zu tun hatten, natürlich geblieben sind.»

Man muss sich vorstellen, dass in und um die Festung während des Krieges zirka 680 Militärs tätig waren. Verge-

genwärtigt man sich den zwar idyllischen, aber doch sehr ländlichen Charakter der Dörfer rundherum, so kann man sich ein gewisses Konfliktpotenzial zwischen der Bevölkerung und den oft aus fremden Landesteilen stammenden Soldaten vorstellen. Hans Eggengerger und das Ehepaar Seifert verneinieren das aber grundsätzlich mit der Begründung, dass das Wissen um die Notwendigkeit, das sich vielleicht ein wenig sicherer Fühlen aufgrund der grossen Militärpräsenz und die in den Kriegsjahren zunehmenden materiellen Probleme eher verbindend gewirkt hätten. Abgesehen davon, haben vor allem die Restaurationsbetriebe vom Militär profitieren können.

Jakob Grüninger aus Berneck, der 1944 nach einer Schreinerlehre in die Rekrutenschule nach Magletsch eingezogen wurde, attestiert der Wartauer Bevölkerung im Hinblick auf den Um-

gang mit dem Militär nur Gutes. Es sei im Gegensatz zu anderen Orten, wo er im Dienst gewesen sei, beispielsweise in Andermatt, eine extrem militärfreundliche Bevölkerung gewesen. Dies sei auch der Grund, weshalb er sich an diese Zeit gern erinnere und weshalb er nach Kriegsende während vieler Jahre einmal pro Jahr in Oberschan seine Ferien verbracht habe. Er habe aus dieser Zeit viele Bekannt- und Freundschaften, aber man müsse sich auch vergegenwärtigen, dass er fast drei Jahre, knapp 900 Dienstage, dort verbracht habe. Dazu nochmals der pensionierte Kantonsschullehrer Hans Eggengerger:

«[Es war] ein intensiver Bezug der Zivilbevölkerung zu den stationierten Soldaten, die meisten waren aus dem Kanton Zürich – fast Kollegen – man hat einander geholfen, wo man konnte. Beidseitig. Wenn beispielsweise das trockene Heu versorgt werden musste und aufgrund der Witterung nur wenig Zeit blieb, so kam es schon vor, dass auch Soldaten mitgeholfen haben. Man hat sie irgendwie wie eigene betrachtet und so ist man auch umgegangen mit ihnen – mit den meisten jedenfalls.»

Eine traurige Episode zeigt ebenfalls die Solidarität der Zivilbevölkerung mit dem Militär: *«In der Zeit, als man den Artilleriebeobachter Guggstein gebaut hat, kam ich einmal nach Hause, als Mama am Weinen war. Ich habe natürlich nachgefragt, was los sei. [...] Seinerzeit hatte es vom Buechboden, also ob dem Kurhaus Alvier, eine Seilbahn gegeben. Drei Walliser [Bauarbeiter] gingen am Abend ins Kurhaus in den Ausgang und sie hätten für den Heimweg nicht die Bahn benutzen dürfen, die nur für den Transport von Baumaterial bestimmt war. Beim Hinauffahren kippte die Bahn und die Insassen stürzten auf die Befestigungsanlagen des Artilleriebeobachters und die jungen Männer starben – das waren praktisch eigene.»⁵*

Der Feind in den eigenen Reihen?

Jakob Grüninger, der nach dem Krieg bei der Mobil Werke AG in Berneck Karriere gemacht hat, weiss ausge-



**Hans Eggengerger
im Schulhaus in
Oberschan, zirka
1941.**

Bild bei Hans Eggengerger,
Oberschan

**Deutsche Truppen
marschieren am
16. März 1938 in
Feldkirch ein.**

Privatbesitz, aus Geiger 1997,
Bd. 2, S. 148



sprochen viel über seine Militärzeit zu erzählen. Dabei spielt der Topos der Freundschaft und der Loyalität eine wichtige Rolle. Grüninger war in der Festungskompanie 33 eingeteilt. Seine Militärmänner aus jener Zeit trifft er mit bald 90 Jahren noch immer einmal pro Jahr.

Eine Erzählung über seine Rekrutenschule während des Krieges will aber nicht so recht in das bis anhin skizzierte Bild passen. Sie handelt zwar ebenfalls von Loyalität, aber vielleicht nicht so, wie man das vermuten möchte:

«Wir hatten eine strenge Rekrutenschule und mussten viele Märsche unter dem Kommando von Oberst Jörg Sprecher aus Maienfeld machen. Dieser war der Chef der Festungen Magletsch und Castels. Einmal liess man uns von Oberschan innert vier Wochen mit Vollpackung über Oberalp, Furka nach Brig laufen. Über den Rhonegletscher wurden jeweils zehn Mann an ein Seil geschnürt und an der Spitze marschierte ein ziviler Bergführer. Am Ende des Marsches hat man uns vereidigt. Wir mussten auf die Loyalität zu unserem Vaterland schwören. Danach ge-

währte man uns zwei Ruhetage, bevor man uns zurück in die Ostschweiz transportierte.»

Über den genannten Oberst Sprecher weiss Jakob Grüninger Folgendes zu erzählen: «Er hat mit seinen Offizieren nur Hochdeutsch und mit den Soldaten praktisch nie gesprochen. Mit wenigen Ausnahmen: So zum Beispiel, als wir auf dem Marsch von Oberschan nach Brig waren. Er hat uns auf gewissen Teilstrecken des Marsches mit dem Pferd begleitet. Zwischendurch hat Sprecher dann auf einer Anhöhe Stopp gemacht und liess die Truppe an sich vorbei marschieren. Dann hieß es jeweils 'Achtung rechts'. Wenn nun einer in den Augen des Obersts zu spät den Kopf nach rechts drehte, so liess er den zuständigen Leutnant zu sich kommen. Dieser musste den fehlbaren Soldaten zu ihm bringen. Der Soldat musste sich bei Sprecher anmelden, während dieser auf dem Ross sitzen blieb. Danach fragte der Oberst den Soldaten ungefähr zehn Minuten aus, was er beruflich mache, von wo er sei usw., aber alles auf Hochdeutsch. In diesen zehn Minuten sind die andern weitermarschiert, und letzten Endes musste

der Soldat den andern nachrennen – mit Vollpackung, was gefühlte 30 Kilo waren. Diese Schikane hat Sprecher alle paar Kilometer mit einem andern Soldaten wiederholt.»

Auf die Frage, wieso Sprecher nur Hochdeutsch gesprochen habe, antwortet Grüninger: «Deutsche Wurzeln oder Sympathie für die Deutschen, genau kann ich das aber nicht sagen, und vom Hörensagen lernt man bekanntlich lügen [...], jedenfalls sind wir in einem WKinne geworden, dass der Cousin von Jörg Sprecher ein Unterzeichner der Eingabe der 200 gewesen sein soll.»

Die Eingabe der Zweihundert war eine Art Petition von rechtskonservativen Kreisen, die eine Annäherung an Nazideutschland und die Pressezensur forderte. In der Tat war der angesprochene Cousin von Jörg Sprecher, Andreas Sprecher (von Bernegg), ein Erstunterzeichner dieses Briefs. Über Jörg

⁵ Vgl. dazu die Darstellung im Kapitel «Réduit-Nordfront-Abschnitt Palfris 1942 bis 1945» von Walter Gabathuler im vorliegenden Buch.

Sprecher (von Bernegg), der zwischen 1937 und 1961 Instruktionsoffizier der Artillerie war und ab 1940 dem Generalstab angehörte, wissen wir, dass er, wie sein Cousin, wertkonservativ war, allerdings ist auch eine starke Verbundenheit des gelernten Juristen mit seiner Bündner Heimat bekundet, so dass eine klärende Antwort an dieser Stelle ausbleiben muss.⁶ Jakob Grüninger stellte jedenfalls in Zweifel, ob Sprecher bei einem Angriff der Deutschen seinen Offizieren wirklich Befehle herausgegeben hätte.

In diesem Kontext ist es wichtig zu erwähnen, dass die Schweiz während des Krieges von den Achsenmächten Deutschland und Italien eingeschlossen war, was zu innenpolitischen Spannungen führte – Anpassung und/oder Widerstand war die Frage. Trotzdem rückte die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung nicht von ihren Tugenden wie Demokratie, Föderalismus und Liberalismus ab. Illustriert werden kann das mit dem Kräfteverhältnis der Parteien, das während des ganzen Krieges einigermassen stabil blieb. Die extremen Parteien auf dem linken (Kommunistische Partei) und rechten Flügel (Nationale Bewegung Schweiz) waren bereits in den ersten Kriegsjahren verboten worden.

Aber es ist eben auch plausibel, dass Sympathien, Ideologien oder auch Verwandtschaften vor Staatengrenzen nicht Halt machen. Dies gilt umso mehr, wenn eine Grenzregion wie die unsere Gegenstand der Diskussion ist, wie einem Zitat Heinrich Seiferts zu entnehmen ist:

«[...] In der dritten oder vierten Klasse haben wir dann ungefähr gewusst, dass die Nationalsozialisten in Feldkirch stehen. Wir haben auch gewusst, dass wir hier auch Nationalsozialisten haben, die uns nur allzu gerne verkauft hätten.»

Spionage und Kollaboration

Über die Spionagetätigkeit und Kollaboration im Werdenberg wissen wir relativ wenig Bescheid. Umfassende historische Arbeiten, wie sie Peter Gei-

ger für das Fürstentum Liechtenstein vorgenommen hat, stehen noch aus.⁷

Es ist aber anzunehmen, dass das Werdenberg für die ausländischen Nachrichtendienste interessant gewesen sein muss, zumal hier eine finale Verteidigungslinie der Schweiz war. Vereinzelte Spionagevorfälle sind denn auch verbürgt, wie aus einem Manuskript mit Erinnerungen von Hans Rissi, der in der Weite aufgewachsen ist, hervorgeht:

«Ich entdeckte 1940, ich war 14 Jahre alt, auf der Rückfahrt vom Zahnarzt, der seine Praxis in Balzers betrieb, in den Büschen am Fusse der Felswand des Schlosses Gutenberg einen Mann, der sein Teleskop auf die Festung Hohwand bei Trübbach gerichtet hatte. Ich meldete den Vorfall dem Unteroffizier, der seinen Posten auf der Rheinbrücke Trübbach–Balzers überwachte. Ich musste warten. Er telefonierte. Nach kurzer Zeit raste ein Auto heran. Vier Männer in Zivil stiegen aus. Weil es im Fürstentum Liechtenstein war, durften die Männer nicht in Uniform ausrücken. Ich musste ihnen die Situation genau schildern. Man holte den Spion. Ich bekam einen guten Betrag Geld als Belohnung vom Festungskommando Sargans und viel Lob.»⁸

«Beim nachträglichen Untersuch der Funkausrüstung des Spions konnte herausgefunden werden, dass er zuvor in ein Haus in Azmoos funkte. Wie sich herausstellte, ging der Funkspruch ins protestantische Pfarrhaus. Der geistliche Herr, Pfarrer Wirth, bekam ebenfalls Besuch,

aber diesmal ist anzunehmen, dass die Männer nicht in zivil anrückten.»⁹

Von einem ähnlichen Vorkommnis weiss Jakob Grüninger zu erzählen: «Ich war letztes Jahr im November an einer Beerdigung. Von meiner Frau ist eine Schwägerin in Mauren gestorben. Beim Leidmahl bin ich mit zwei Geistlichen ins Gespräch gekommen, ich glaube es waren Jesuiten, die eine Zeit lang auf Schloss Gutenberg gewohnt haben. Während der Kriegszeit hat sich bei uns beständig das Gerücht gehalten, dass das Schloss Gutenberg während des Krieges einer Deutschen gehört hätte. Unsere Vorgesetzten ermahnten uns daher immer wieder, dass diejenigen auf dem Schloss in Balzers sehr gut Bescheid wissen, was hier in Wartau vor sich ginge. Die beiden Geistlichen bestätigten mir, dass ihr Orden das Schloss hätte von einer deutschen Frau abkaufen können.» – Weiterführende Recherchen haben bis dato noch nichts ergeben, so dass es bei Mutmassungen bleiben muss.

Es gibt natürlich auch harmlosere, aber nicht weniger illustrative Episoden im Hinblick auf Spionagetätigkeiten. Für Hans Eggenberger war die Festung Magletsch immer ein besonderer Anziehungspunkt, weil er als Kind den Festungsbau miterlebt hat. Seine Faszination erklärt der Präsident des AFOM (Artillerie-Fort-Verein Magletsch) mit der Neugier eines Kindes, dem man etwas verbietet und das dadurch besonders attraktiv zu erforschen wird. Eine Erzählung im Hinblick auf die Erkundung der Festung liest sich wie folgt:

«Mein Vater war Sanitäter, natürlich während den Kriegsjahren viel im Dienst, und ich habe ihn immer gedrängt, dass er mir etwas von der Festung zeigt. Einmal nahm er mich dann mit und wir sind auf einem Schleichpfad um die Festung herumgelaufen. Auf der Ostseite sind wir die Festungswand hoch und dort haben wir eine Öffnung mit einer Treppe, die irgendwo hinunterführte, entdeckt. Da wollte ich als kleiner Knirps natürlich hinein, aber mein Vater ermahnte mich, dass er, wenn sie ihn hier finden würden, der Spionage bezichtigt und verhaftet werden würde.»



Schweigepflicht-Graffiti über einem Festungsportal. Public-Domain-Bild

Um Kollaboration mit dem Feind, Sabotage und Spionage vorzubeugen, waren die obersten Soldatentugenden, schweigsam und aufmerksam zu sein. Lehrsätze wie «Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat» oder «Achtung der Feind hört mit» sind dem Korporal Grüninger in Fleisch und Blut übergegangen. Die Pflicht zur Geheimhaltung hat dabei auch das vermeintlich private Leben tangiert: «Als ich verheiratet war, wollte ich meiner Frau zum Geburtstag einen Brief heimschicken. Etwa drei Tage nach Einwerfen des Briefs in den Festungsbriefkasten kam der Pöstler auf mich zu und sagte mir, dass ich, verdammt nochmal, nicht 'Oberschan' auf den Brief draufschreiben dürfe, sondern nur 'im Felde'. Ansonsten dürfe er den Brief nicht herausgeben.»

Hans Eggenberger erinnert sich an die Verschwiegenheit seines Vaters: «Für uns Kinder war die Festung immer tabu. Wenn ich meinen Vater gefragt habe, ob der sogenannte Katzenbunker [der als Scheune getarnt ist] ein Bunker sei, hat er immer geantwortet, er wisse es nicht. Wir haben natürlich ab einem gewissen Alter gemerkt, dass er es gewusst hat. Da waren wir sehr enttäuscht, dass er uns Kinder nicht mehr anvertraut hat. Heute glaube ich, dass mein Vater richtig gehandelt hat. Und als Teenager hatten wir dann genügend Gelegenheit, ihm etwas für seine Verschwiegenheit zurückzugeben, wenn er nachfragte, wo wir im Ausgang gewesen seien.»

Irene Seifert-Hofmänner, die 1937 geboren ist, kann sich noch gut daran erinnern, wie ihr Vater sie als kleines Mädchen über den Verrat von militärischen Geheimnissen informierte: «Mein Vater, der Korporal war, hat mich einmal über den Landesverrat aufgeklärt. [...] In diesem Zusammenhang hat er erwähnt, dass es ausgesprochen wichtig sei, immer seinen Dialekt zu sprechen, weil das zeigen würde, dass man für seine Herkunft einstehe. Bei mir ist das so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ich einmal in den Ferien in Interlaken, lange nach dem Krieg, in einem Gemüseladen lieber in Kauf genommen habe, nicht verstan-



Der Festungsbau wirkte auch auf die Landschaft: Diese Mulde im Lugazun, in der sich in Regenzeiten ein See bildete, wurde mit Ausbruchmaterial aus dem Magletsch eingeebnet. Sammlung Hansjakob Gabathuler, Buchs

den zu werden, als das deutsche Wort 'Bohnen' zu verwenden. Die Verkäuferin hat das Wort 'Chiifel' einfach nicht verstanden.»

Landesverrat im Zweiten Weltkrieg ist ein diffiziles Thema, was die vorangegangenen Episoden nicht unbedingt erahnen lassen. Leider ist es auch nicht möglich, an dieser Stelle Ausführungen zu tätigen, die dem Thema gänzlich gerecht werden. Dennoch muss der Versuch gewagt sein, weil der nachfolgende Interviewausschnitt es verlangt.

In der Schweiz sahen die zuständigen Gerichte zwischen 1942 und 1944 den schweren Tatbestand des «Verrats militärischer Geheimnisse» und des «militärischen Nachrichtendienstes» 430-mal als erfüllt. Die Todesstrafe, in Friedenszeiten längst abgeschafft, konnte während des Krieges ausgesprochen werden. Insgesamt wurden 33 Todesurteile gefällt, sieben im Jahr 1942, zehn im Jahr 1943, dreizehn im Jahr 1944 und drei im Jahr 1945. 17 Todesurteile wurden vollstreckt, nur in einem Fall hat die Bundesversammlung ein Begnadigungsgesuch gutgeheissen und in eine lebenslange Zuchthausstrafe umgewandelt. Die übrigen Todesurteile sind im sogenannten Abwesen-

heitsverfahren ausgesprochen worden, weil die Täter sich im Ausland befanden und die Urteile nicht vollstreckt werden konnten. Falls die Täter nach dem Krieg ergriffen wurden und man das ganze Gerichtsverfahren aufgrund juristischer Gepflogenheiten (Kontumazurteil) wieder aufrollen musste, hat man sie in diesen neuen Prozessen infolge der inzwischen herrschenden Friedenszeit zu Zuchthausstrafen verurteilt. Aus heutiger Perspektive zu diskutieren gibt die Tatsache, dass es sich zum Teil um Personen handelte, die wesentlich schwerere Verfehlungen begangen hatten als die Verurteilten, an denen die Todesstrafe vollstreckt wurde.¹⁰ Ebenfalls problematisch ist das Faktum, dass das damalige Militärstrafgesetz (Bundesgesetz vom 13. Juni 1927) die Todesstrafe zwar vorsah, aber nur für den Fall, dass sich die Schweiz im Krieg befindet. Bekanntlich hat die

6 Brassel-Moser 2010.

7 Geiger 2010, S. 417–447.

8 RISSI, HANS, *Nie wieder Krieg* (Manuskript).

9 Gemäss telefonischer Auskunft von Hans Rissi.

10 Noll 1980, S. 16.

Schweiz aber keine Kriegserklärungen erhalten oder abgegeben. Durch die Notverordnungen des Bundesrats konnte man dennoch die rechtliche Grundlage für die Ausführung der Ketalstrafe legen.¹¹ Diese Notverordnungen werden heute kaum als Produkt besonders sorgfältiger Gesetzgebung gesehen, denn das Ermessen des Richters reichte bei einem vorsätzlichen Delikt von einem Jahr Zuchthaus bis zur Todesstrafe. Ein so weiter Strafrahmen ist unter rechtsstaatlichen Gesichtspunkten nicht vertretbar. Die Verantwortung, die der Gesetzgeber auf die Gerichte übertragen hatte, wog daher ausserordentlich schwer. Gemäss den Ausführungen des Juristen Peter Noll lässt sich aber mit Sicherheit feststellen, dass kein Unschuldiger zum Tod verurteilt wurde. Hauptmotiv war für die meisten Angeklagten die nationalsozialistische Einstellung. Auffällig sind dagegen die grossen Unterschiede zwischen der Schwere der von den verschiedenen Tätern, die zum Tod verurteilt wurden, begangenen Taten.¹²

Im St.Gallischen wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1942 der Fahrer Ernst Schräml in seinem 23. Lebensjahr unweit von Jonschwil in einem Wald exekutiert. Er hatte aus einem unbewachten Munitionsdepot der Armee vier Artilleriegranaten und eine Panzergranate gestohlen und einem ihm bekannten deutschen Agenten übergeben. Zudem erstellte er Skizzen von Artillerie- und Bunkerstellungen, die der Untersuchungsrichter allerdings als ungenau bewertete. Laut Militärstrafgesetz (Verordnung über den Vollzug der Todesstrafe vom 9. Juli 1940) mussten die zu Exekutierenden von jener Einheit erschossen werden, zu der sie gehörten. Konkret bedeutete dies, dass das Exekutionsdetachement aus 20 Kameraden der Einheit des Verurteilten bestand. Diese Anordnung ist schwer verständlich und entstammt anscheinend der Tradition der schweizerischen Truppen in fremden Diensten, die jeweils den Verräter in den eigenen Reihen selbst getötet haben sollen.¹³

Über die Durchführung der Exekutionen gab Oberstbrigadier Jakob Eugster, der damals Armeeauditor war, folgende ergänzende Schilderungen: «*Die dazu kommandierte Mannschaft sieht den Verurteilten nur während des Augenblicks der Schussabgabe. Das dafür nötige Detachement wird erst unmittelbar vorher dazu befohlen. Seine Aufgabe ist es, wie beim Soldaten im Felde, die Vernichtung des Feindes. Des Soldaten unwürdige Massnahmen, wie Beizug von Freiwilligen, nur teilweise Dosierung mit scharfer Munition, gibt es nicht.*» Über die Erschiessung von Ernst Schräml gehen die Aussagen auseinander; der Feldprediger, der ihn auf seinem letzten Gang begleitete, gab zu Protokoll, dass ein Soldat nicht geschossen habe.¹⁴

Die Tatsache, dass es in der Schweiz während des Krieges die Todesstrafe gab, machte Jakob Grüninger zu schaffen: «*Ich hatte immer Angst, dass ich einmal aufgerufen werde, denn bei uns hat man ja während des Krieges ungefähr 15 Menschen erschossen. Dafür wurden die Scharfschützen einer Einheit aufgeboten und ich war ein sogenannter Scharfschütze. Dies bedeutete, dass man auf die Zehnerscheibe einen Achter nicht mehr haben durfte. Auf das Abzeichen in Form eines Eichenblattes hatte man einen gewissen Stolz, aber ich hatte auch immer eine gewisse Angst. Nicht wegen dem Tod oder wegen dem Anschauen eines Toten, ich habe in meiner Schreinerlehre auch Menschen eingesargt [...] und klar, jedes Leben geht zu Ende, aber dass man es so zu Ende bringen muss, dass zwölf Männer mit dem Gewehr hier stehen und einer da vorne steht und der Offizier gibt den Befehl 'Feuer' [...]*»

Wie es einerseits Schweizer gab, die den Nationalsozialisten zuspielten, so gab es anderseits auch Deutsche und Österreicher in der Schweiz, die keinesfalls gewillt waren, für die Ideen von Hitler-Deutschland einzustehen, wie aus einem Ausschnitt des Interviews mit Heinrich Seifert hervorgeht: «*Wir hatten auch Deutsche hier während des Krieges. Von einem hiess es, wenn er zurück nach Deutschland gehen würde, dass*

man ihn erschiessen würde, weil er drei Wehrpflichtsaufgeboten nicht nachgekommen sei. Es hat damals die Redewendung gegeben 'Hitler ruft nur einmal'. Auch Österreicher hat es hier gegeben. [...] Benachteiligt wurden weder die Deutschen noch die Österreicher. Von einem ansässigen Italiener weiss ich zudem, dass er den Pass verloren hatte, weil er dem Aufgebot von Italien nicht nachgekommen ist. Als er nach dem Krieg heiraten wollte, hat das zu Problemen geführt, weil er sozusagen staatenlos war.»

Euthanasie

Unter Euthanasie versteht man den Mord an Menschen, deren Leben nach der nationalsozialistischen Ideologie «nicht lebenswert» war. Noch bevor die Nationalsozialisten in Osteuropa Konzentrationslager wie Auschwitz und Sobibor errichteten, «säuberten» sie ihre eigenen Reihen von Menschen, deren Dasein als «lebensunwert» eingestuft wurde. Ab Oktober 1939 wurden unter anderem Menschen mit körperlichen oder geistigen Behinderungen in vermeintlichen «Heil- und Pflegeanstalten» systematisch ermordet.

Jakob Grüninger hat eine solche Ermordung in seinem Bekanntenkreis miterlebt: «*Meine Mutter war eine Österreicherin aus Altach [...]. Meinen Vater lernte sie im Nachbarhaus kennen, die Frau, die dort gewohnt hat, war aus Götzing. [...] Mit einem Passierschein konnten wir jeweils unseren Grossvater in Altach besuchen, auch während des Krieges. Aber wir haben ihn nur besucht, um ihm Esswaren hinüber zu bringen [...]. Und unsere Nachbarin, die Frau aus Götzing, hatte einen Bruder, der war bei der Gestapo oder so, auf jeden Fall musste er nicht in den Krieg, aber er hat alle Menschen kontrolliert, ob sie hitlerfreudlich waren oder nicht. Dieser Bruder hatte ein Mädchen, Rosilda hat sie geheissen, die wäre ungefähr in die sechste Klasse gegangen, aber sie konnte aufgrund einer leichten geistigen Behinderung nur in die Hilfsschule. Oft war Rosilda bei ihrer Tante hier in den Ferien. Und wenn er [der Vater] gekommen ist, er durfte ja nicht in seiner Hitler-*

uniform über die Grenze, hat er mit 'Heil Hitler' gegrüsst. Mein Vater hat ihn darauf ermahnt, dass, wenn er so grösse, hier nie mehr erscheinen müsse. Du kannst guten Tag sagen, aber 'Heil Hitler' wird hier nicht gerufen, sagte mein Vater. [...]

In dieser Zeit war ich in der Sekundarschule. Eines Tages kam unsere Nachbarin weinend zu uns und sagte: 'Stell dir vor, jetzt hat doch mein Bruder, der Arno, die Rosilda nach Friedrichshafen bringen müssen, sie könne in ein Ferienlager gehen. Und jetzt haben sie Bericht bekommen, die Rosilda sei in diesem Ferienlager gestorben [...] Die ist vergast worden.' Etwa zwei Jahre später hat sich der Vater, der im Übrigen Hauptschullehrer war, an einer Buche im Götzner Wald aufgehängt, weil er es nicht verkrafsten konnte, dass er die Rosilda ins Lager geschickt hatte. Er selber hat es genau gewusst, dass die dort unten nur zusammengenommen und verbrannt werden. Das waren unnütze Fresser in den Augen der Nazis.'

Feindkontakt – höchste Alarmstufe

Nach dem heutigen Stand der Kenntnisse war die Bedrohungslage für die Schweiz im Herbst 1940 am grössten, als Hitler nicht gebundene Truppenkontingente nach dem Fall Frankreichs im Juni 1940 zur Verfügung hatte. Mit dem Einfall in Russland zog das Kriegsgeschehen dann für über vier Jahre weg von der Schweiz, was nicht bedeutet, dass die Schweiz ganz unberührt vom Krieg blieb. Der intensiv geführte Luftkrieg der Engländer und der Amerikaner ab August 1940 gegen Deutschland und Italien führte zu häufigen Verletzungen des schweizerischen Luftraums – insgesamt 6501 Vorfälle – mit 16 Abschüssen von Flugzeugen durch die schweizerische Luftwaffe und 9 durch die Fliegerabwehr, 191 Notlandungen und 56 Abstürzen. Im November 1940 wurde in der Schweiz die Verdunkelung eingeführt. Schweizer Territorium wurde 77-mal bombardiert, was 84 Todesopfer forderte. Der gravierendste Zwischenfall war die Bombardierung von Schaffhausen am



Heinrich Seiferts Horntäfeli, das ihn bei einer Evakuierung vor dem Verlorengehen geschützt hätte.

1. April 1944 mit 40 Toten, über 100 Verletzten und dem Verlust von Kulturgütern. Die Alliierten vergüteten die von ihren Bombern verursachten Schäden.¹⁵ Zudem kam es im Mai und Juni 1940 über schweizerischem Hoheitsgebiet zu einer Reihe von teilweise heftigen Luftgefechten zwischen deutschen und Schweizer Fliegern. Den Höhepunkt bildeten die «Luftschlachten» vom 4. und 8. Juni 1940, als bis zu 29 deutsche Kampfflugzeuge und 15 schweizerische Jagdflugzeuge in erbitterte Luftkämpfe verwickelt waren. Dabei verlor die deutsche Luftwaffe elf, die Schweizer Luftwaffe drei Flugzeuge. Zahlreiche Personen wurden verwundet oder getötet. Die erfolgreiche Verteidigung des schweizerischen Luftsraums führte zu scharfen deutschen Protesten. Mit der Begründung, die Schweizer Jäger hätten über Frankreich gekämpft, was ein feindseliger Akt sei, stiess das Deutsche Reich zum Teil unverhüllte Kriegsdrohungen gegen die Schweiz aus. Unter dem Eindruck der schnellen deutschen Kriegserfolge gab die Schweiz dem Druck nach und verzichtete ab dem 20. Juni 1940 auf den Einsatz von Jagdflugzeugen zum Neutralitätsschutz.¹⁶

Die Bedrohung der Schweiz durch einen deutschen Angriff war also durchaus gegeben. Für die Zivilbevölkerung im Werdenberg, die mangels Radio oft schlecht informiert war und sich auf das Hörensagen verlassen

musste, bedeutete dies zeitweise ein Leben in Ungewissheit. Mehrere Male rechnete man mit einer Evakuierung ins Landesinnere, wie die folgenden Schilderungen von Heinrich Seifert, Hans Eggenberger und Hans Rissi verdeutlichen:

«Ein einschneidendes Ereignis war die Mobilmachung 1940, als man glaubte, die Deutschen würden angreifen. Wir hatten bereits alles gerüstet, um zu evakuieren. Teilweise hat man auch begonnen, die Schweine zu schlachten, damit man das Fleisch mitnehmen konnte. Wir aus Gretschins hätten aus dem Festungsgebiet nach Versam-Safien fliehen müssen. Mein Vater war in dieser Zeit im Militär. Er teilte uns einmal mit, dass wir in dieser Nacht keine Chance gehabt hätten, am Schollberg vorbeizukommen. Es sei ein riesiges Chaos gewesen. Da hätten sie den Befehl bekommen, die Talsperren für Zivilpersonen zu schliessen, weil das Militär Vorrang hätte. Rössliwirts Hans, der dort Major war und der die Ausmasse dieses Irrlaufs erkannt hatte, erlitt darauf einen Nervenzusammenbruch.»

«Für den Ernstfall hatte man uns Kindern 'Horntäfeli' um den Hals gehängt, wo der Name drauf stand und wem wir gehörten. [...] Es war eine verrückte Zeit, ich mag mich daran erinnern, dass meine Mutter – mein Vater war zu dieser Zeit im Militärdienst – zweimal in den 40er Jahren zu Hause alles Lebensnotwendige zusammengepackt hat und wir Kinder weinend daneben standen. Nach ein, zwei Tagen kam dann Bericht, dass wir nicht gehen müssen und sie wieder auspacken könne. Im Fall eines Angriffs war vorgesehen, dass wir nach Curaglia evakuieren müssen.»

«Als 1941 nördlich von Feldkirch grosse Truppenverbände aufmarschierten, galt

11 Noll 1980, S. 36f.

12 Noll 1980, S. 43ff.

13 Noll 1980, S. 48–53.

14 Meienberg 1975, S. 162–239.

15 Senn 2013.

16 Wigger 2004, S. 21.

es ernst. Höchste Alarmstufe. Sofort die Koffer zwecks Verlads zum Bahnhof Trübbach bringen. Panik brach aus. Alle Männer im Dienst, Frauen und Kinder allein. Aber die Frauen waren tapfer. Alles verlief nach Plan. Doch dann der grosse Schrecken. Die Festungen riegelten plötzlich Bahn, Strassen und Wege ab. Wir sassen in der Falle. Sofort die Koffer zurückholen und bereithalten für die Flucht in die Bergwälder. Ungewissheit, Unsicherheit und Angst, schreckliche Angst verbreitete sich. Wir wurden per Radio aufgefordert, uns an einem möglichst sicheren Ort im Haus aufzuhalten. Man rechnete scheinbar damit, ein Angriff stehe kurz bevor. Dann plötzlich anschwellendes Rumpeln, Dröhnen und Kreischen, dazu Rufe und Befehle. Wir äugten zwischen den geschlossenen Fensterläden hinaus. Eine Anzahl Panzer fuhr in Stellung. Soldaten rannten. Sie überzogen die Panzer mit Tarnnetzen. Andere brachten Infanterikanonen in Stellung. Wieder andere trugen Kisten herbei. Im nahen Schulhaus schafften Soldaten das Mobiliar aus den Zimmern in den Gang, trugen Strohballen ins Haus. Vor dem Schulhaus errichteten sie eine Waschanlage. Ein Lastwagen brachte eine Militärküche, Kessel, Kisten, Wärmebehälter und Säcke stapelten sich. Der Küchenchef machte sofort Feuer. Das wirkte beruhigend.

Immer wieder marschierte ein Zug Soldaten vorbei, einer dahin, einer dorthin. Ein Fahrzeug brachte grosse Rollen Märtastacheldraht. Dieser wurde vor den Panzern und den Kanonen abgerollt. Hinter der alten Post zerrte ein schweres Gefährt wuchtige Panzersperren hervor und stellte diese an den Strassenrand. Bald merkten wir, dass sich überall Soldaten versteckt hielten, an den Hausecken, hinter dickem Gebüsch und starken Bäumen, alle gut getarnt. Man war bereit. Was für uns Buben hochinteressant war, ängstigte die Mutter tief. Sie, die normalerweise dauernd am Arbeiten war, sass in der Küche und betete.»¹⁷

Direkt vom Kriegsgeschehen betroffen war Hans Senn aus Azmoos, der zwischen 1943 und 1946 eine Kaminfeger-

lehre in Stein am Rhein absolvierte. Mangels Lehrstellen im Werdenberg – es gab nur eine Kaminfegerlehrstelle in Grabs – hatte er seinem Dorf den Rücken kehren müssen:

«Vom Kriegsgeschehen am meisten mitbekommen habe ich während meiner Zeit in Stein am Rhein. Das Städtchen wurde nach Schaffhausen, also Anfang 1945, von Amerikanern bombardiert. Dabei hat es neun Tote gegeben. Über die Mittagszeit sind die Bomben in der Nähe des Untertors explodiert und haben mehrere Häuser zerstört. Wir waren gerade in der Mittagspause und ziemlich in der Nähe des Unglücks, denn ein Stein kam direkt durchs Küchenfenster geflogen. Danach sind wir zur Unglücksstelle gegangen.»

Stein am Rhein wurde am 22. Februar 1945 von US-Amerikanern aus Versehen bombardiert, wie später aus dem Logbuch des Flugzeugs hervorging. Die Diskussion, ob die Bomben Warnschüsse wegen der durch die Firma Herfeld an Deutschland gelieferten Rüstungsgüter gewesen seien, ist gegenstandslos. Herfeld lieferte in den Jahren 1942/43 vor allem Gabelschrauben für die Führung von Kabelleitwerken in Flugzeugen an Deutschland. Die Amerikaner haben in den Jahren 1948/49 versucht, einen Teil des materiellen Schadens mit der Überweisung von rund 2 Millionen Franken wieder gutzumachen.¹⁸

Mit einer Schilderung aus seiner Primarschulzeit lässt Heinrich Seifert das Ausmass einer Bombardierung erahnen: «Als die Alliierten zwischen 1943 und 1945 Friedrichshafen, welches für Deutschland aufgrund seiner Industrie wichtig war, bombardiert haben, bin ich in Oberschan zur Schule gegangen. Im Schulhaus, welches auf Felsen gebaut ist, haben bei einem Angriff die Fensterscheiben leicht vibriert.»

Die Distanz zwischen Friedrichshafen und Oberschan beträgt ganze 85 Kilometer. Die wohl schwersten Kampfhandlungen in unserer Region hat es aber im Oktober 1943 gegeben und vielleicht – entgegen der ersten Vermutung – nicht mit der deutschen Wehr-

macht, sondern mit den Alliierten. Hans Eggenberger erzählt:

«Im Jahr 1943 hörten wir eines Tages ein wahnsinniges Gebrumm vom Bodensee her. Meine Mutter rief uns sofort ins Haus und sagte, jetzt geht der Krieg los. Jetzt werden wir angegriffen. Da sind mehrere Flieger das Rheintal herauf geflogen. Ich wollte Ausschau nach den Fliegern halten, habe dann aber dennoch gehorcht und bin ins Haus gegangen. Als das Gebrumm sich Richtung Bündnerland bewegte, habe ich die Flieger noch gesehen und später dann einen Blitz [...]. Damals haben wir nicht gewusst, was passiert ist. Bei nachträglichen Nachfragen hat sich ergeben, dass mehrere amerikanische Bomber über den Bodensee in den Schweizer Luftraum eingedrungen sind. Übers Rheintal sind sie dann gegen das Bündnerland und weiter Richtung Sizilien geflogen. Aber auf der Höhe Bad Ragaz hat man mit den dortigen Flab-Geschützen auf das Geschwader geschossen. Ein Flieger ist in Bad Ragaz heruntergegangen, ein anderer in Alvaneu. 14 amerikanische Soldaten fanden dabei den Tod. Das amerikanische Geschwader kam ursprünglich von Nordafrika mit dem Auftrag, Flugzeugwerke in Wien und Augsburg zu bombardieren, aber sie wurden von den Deutschen entdeckt und von Jägern verfolgt. Daher sind sie über die Schweiz nach Sizilien geflohen.»

Altes Brot ist nicht hart, aber kein Brot ist hart

Im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg, wo es in der Schweiz eine lange Versorgungskrise gab, war im Zweiten Weltkrieg der kriegswirtschaftliche Apparat bereits ab 1938 betriebsbereit. Zur Versorgung der Bevölkerung intervenierte der Staat auf mehreren Ebenen, so mit der Förderung der landwirtschaftlichen Produktion (Anbauschlacht), der Rationierung und der Preisüberwachung. Kontrolliert wurde bei Grossisten und Detailisten, Verstösse wurden unter Strafe gestellt. Die Rationierung begann am 29. August 1939 mit einer Bezugssperre für wichtige Lebensmittel wie Zucker, Hülsenfrüchte,

Sicht vom Walserberg auf den Wartauer Talgrund und in die Liechtensteiner Nachbarschaft, um 1940. Auch hier ist der Magletsch (die auffallend dunkle Kuppe in der linken Berghälfte) durch Retusche verändert.

Bilddatenbank Politische Gemeinde Wartau



Getreideprodukte, Fette und Öle. Weitere wichtige Schritte waren die Einführung von zwei fleischlosen Tagen pro Woche ab Mai 1941, die Milchkontingentierung ab Juli 1941 sowie die Eierrationierung ab Dezember 1941, für Fleisch ab März 1942 und für Milch ab November 1942. Ab Juli 1942 begann die abgestufte Rationierung mit grösseren Portionen für Schwerarbeiter.

Ausreichende Verfügbarkeit eines Produkts erlaubte vorübergehend die Lockerung oder Aufhebung dessen Rationierung. Das differenzierte Vorgehen zeigte sich etwa beim Brot, das ab Juli 1940 nicht mehr frisch verkauft, ab Oktober 1942 rationiert und ab Mai 1943 bei Engpässen mit Kartoffeln gestreckt wurde. Von Frühling 1945 bis Juli 1948 erfolgte die gestaffelte Aufhebung von Rationierung und Reservelagern.¹⁹

Dieses dynamische System erlaubte bestimmt eine bessere Versorgung der Bevölkerung, als wenn man starr an der einmal fixierten Rationierung beziehungsweise Kontingentierung festge-

halten hätte. Allerdings sei hier noch die Vermutung geäussert, dass es womöglich auch etwas einfacher war, die dynamische Rationierung zu umgehen, weil sie schwieriger zu kontrollieren war.

Alle interviewten Personen kamen unabhängig voneinander auf die Versorgungslage während des Krieges zu sprechen. Die Wahrnehmung ist dabei unterschiedlich, selbstredend hängt sie auch vom familiären Hintergrund ab, ein zentrales Anliegen ist sie aber allen gewesen. Der Lehrersohn Hans Eggenberger dazu: «Ich habe es zwei- oder dreimal erlebt, dass die Mutter zur Abendessenszeit zu mir gesagt hat, 'ich habe nichts mehr ausser einen Apfel oder ein Stück Brot'. [...] Diese Zeit hat uns geprägt, vielleicht sind wir darum auch ein wenig Sammlertypen geworden. Wir hatten einen Acker im Tal, in Plattis, wo wir Kartoffeln und Mais angebaut haben. Letzteren hat man ausgeschält und im Herbst zum Trocknen im Estrich aufgehängt, dann die Körner abgemacht, um sie schliesslich zur Mühle zu bringen. Erst

nach dem Krieg hat es hier die ersten Traktoren gegeben, vorher wurde mit Pferd und Ochsen gearbeitet. [...] Wenn das Essen wieder einmal knapp war, konnte man bei der Soldatenküche, die bei Rhyners in der Nähe des Dorfbrunnens eingerichtet war, nachfragen, ob die Militärs noch etwas übrig hätten. Wenn sie jeweils etwas gehabt haben, dann waren das Suppe oder Hörnli.»

Auf den Selbstversorgungsgrad angesprochen, meint Hans Eggenberger, dass dies von Familie zu Familie unterschiedlich gewesen sei. In seinem Fall sei die Selbstversorgung fast gänzlich gewährleistet gewesen. Sie hätten auch eine von zwei Zentralheizungen in Oberschan im Schulhaus gehabt, was damals schon ein wenig Luxus war. Für das Gewährleisten der Selbstversorgung sei das Mithelfen eines jeden Fa-

17 RISSI, HANS, *Nie wieder Krieg* (Manuskript).

18 Hirrlinger 1982, S. 5.

19 Degen 2010.

miliemitglieds aber Voraussetzung gewesen: «*Sobald man einen Stil halten konnte, wurde man einem Bauern zugeeilt, was für die Familie einen Esser weniger am Tisch bedeutete, worüber unsere Eltern bei sechs Kindern natürlich froh waren, und der Bauer hatte eine zusätzliche Arbeitskraft. Weil sogar Mist in dieser Zeit knapp war, mussten wir Jungen im Dorf oft ‘deischen’, das heißt, dass nach dem Einstellen des Viehs mit einem Wagen und einem Eimer der Kot der Tiere auf der Strasse eingesammelt wurde.*»

Über den Menüplan eines ansässigen Minenarbeiters gibt Eggenberger wie folgt Auskunft: «*Im Jahr 1942/43 musste ich einem Mineur das Mittagessen nach Gletschins bringen. Egal, wo sie in der Festung gearbeitet haben, sie mussten das Essen immer dort holen. Einmal hatte ich die Frechheit, den Deckel des Ein-Liter-Kännchens zu heben, um zu schauen, was die Arbeiter zu essen bekommen. Es gab Suppe mit Brot, aber das Brot war schon in die Suppe gemixt. [...] Man muss sich vergegenwärtigen, dass die Mineure damals Zehn-Stunden-Schichten hatten und oft am Abend zu Hause noch in den Stall mussten.*»

In den Kriegsjahren war es kein Nachteil, wenn man – wie die Eltern von Heinrich Seifert – einen Bauernbetrieb führte: «*Hungern mussten wir nie. Wir hatten eigene Schweine und in jedem Kriegsjahr haben wir eines oder zwei geschlachtet. Zudem hatten wir auch eigenen Mais. Aber das Essen war natürlich nicht abwechslungsreich, bei uns stand immer Schweinefleisch oder Türrgenriobel zuoberst auf dem Speiseplan. Auch haben wir einmal in der Woche aus unserem Mais Brot gemacht. Das frische Brot hat man im Keller auf einem an der Decke befestigten Gestell aufbewahrt, damit es sicher vor Mäusen war. Die ersten ein, zwei Tage war das Brot wunderbar, aber gegen Ende der Woche hätte man viel, viel lieber wieder frisches Brot gehabt.*

Zudem waren ja gewisse Lebensmittel rationiert. Mit Zucker beispielsweise mussten wir sehr sparsam umgehen. Auch haben wir, weil wir Schweine besasssen, weniger Lebensmittelmarken erhalten. Immer

wenn man ein Schwein geschlachtet hatte, musste man das Fleisch wägen, und dann wurde das durch die Gemeinde kontrolliert und mit den Lebensmittelmarken abgerechnet. [...] Diese Kontrollen haben eigentlich gut funktioniert, aber selbst wenn die Gemeindeorgane keine Kontrollen durchgeführt hätten, hätte man sich meist an die Richtlinien gehalten, weil der Nachbar in der Regel genau wusste, wie viele Schweine oder wie viel Vieh man besass.»

Irene Seifert, deren Vater kurz vor dem Krieg arbeitslos geworden war, hat diese Zeit etwas anders in Erinnerung als ihr Mann: «*Während der Anbauschlacht hat jede Familie ein Stück Land in der Ebene erhalten, und wenn man – wie wir – Nichtbürger war, so hat man den schlechteren Boden erhalten. Wir mussten ein Stück Land bebauen, das sehr steinig war. Dort haben wir Kartoffeln angepflanzt, aber der Ertrag blieb mickrig, was nicht nur auf die Qualität des Bodens zurückzuführen war, sondern auch auf die Tatsache, dass wir keinen Mist hatten. Mist war rar, und nur die Bauern mit Vieh hatten in der Regel genug davon. [...] Als meine Schwester während des Krieges geheiratet hat, haben wir zusätzliche Marken für Zucker und Butter für das Fest erhalten. [...] Es wurde einem auch vorgeschrrieben, an welchen Tagen man Fleisch essen durfte und an welchen nicht. Einmal, als wir gerade am Essen waren, hat es an der Tür geklopft, da hat meine Mutter den durchzogenen Speck, der auf meinem Teller lag, weggenommen und in ihrer Schürzentasche versteckt. Wir lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen [...] ja, man kann sich das heute kaum mehr vorstellen, wo doch alles zur Genüge vorhanden ist. Aber wir haben uns dadurch nicht eingeschränkt gefühlt, ich hatte nie einen Ärger deshalb, das war einfach normal.*»

Jakob Grüninger erzählt, dass die Festung einen eigenen Bäckerzug gehabt habe. Manchmal habe es durch die Gänge fein nach frischem Brot geduftet. Allerdings war es den Bäckern nicht erlaubt, das frische Brot herauszugeben, weil sonst alles viel zu schnell weggegessen gewesen wäre. Und wenn

es dann einmal Fleisch gegeben habe, so sei das kaum zu zerbeißen gewesen. Seine Kollegen und er hätten dann spasseshalber der Küchenmannschaft unterstellt, dass sie die Kuh wieder einmal in der Achtungsstellung erschossen hätten.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr Sorgen machte sich die Bevölkerung über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten und die Versorgungslage. Als die Belastungsprobe mit dem Waffenstillstand im Frühling 1945 endete, feierte auch die Bevölkerung im Werdenberg. Fahnen wurden gehisst, die Schulen und Verwaltungsbüros und viele Geschäfte hatten am Nachmittag geschlossen; am Abend läuteten in allen Gemeinden die Glocken.²⁰ Frenetisch gefeiert hat man nicht, dafür waren die Menschen nach den fast sechs Kriegsjahren zu bedrückt.

Irene Seifert sagt über den 8. Mai 1945: «*Als ich an diesem Tag mit meiner älteren Schwester von Malans nach Oberschan gegangen bin, haben wir plötzlich die Glocken läuten hören. Meine Schwester sagte zu mir, jetzt ist der Krieg zu Ende, jetzt gibt es endlich wieder weisses Brot. [...] Diese Aussage meiner Schwester war für mich erstaunlich und ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil ich bis dahin noch nie weisses Brot, also Brot ohne Kleie im Mehl, gegessen hatte. Ich bin Jahrgang 1937 und meine Geschwister, die alle einiges älter sind als ich, konnten sich noch an das Brot vor dem Krieg erinnern und freuten sich deshalb.*»

Nach Kriegsende erhoffte sich die Bevölkerung im Werdenberg wie anndernorts eine möglichst baldige Normalisierung des Alltags. Umso enttäuschter war man, als die Rationierung noch bis 1948 beibehalten wurde. So kam es zwischendurch schon vor, dass man versuchte, die Rationierung klientelistisch zu umgehen, wie eine Episode aus der Kriegszeit von Hans Eggenberger verdeutlicht: «*Der alte Doktor Sulser aus Trübbach, also vom jetzigen Doktor Werner Sulser der Vater, [...] und ich kamen einmal vor Weihnachten im Kurhaus Alvier miteinander ins Gespräch. Ange-*

sprochen auf die Kriegszeit hat er mich gefragt, ob ich mich noch daran erinnern könne, dass er jeweils auf Besuch gekommen sei und wir Kinder ihm – alle in einer Reihe nebeneinander aufgestellt – die Zunge hätten herausstrecken müssen. Dann habe er mit einem Löffel und einem Lämpchen in den Mund geschaut, um nachzuschauen, ob der Rachen rot sei. Ich bestätigte ihm meine Erinnerung und fügte bei, dass wahrscheinlich gerade eine Grippeepidemie war. Er verneinte und sagte, er wolle nicht darauf hinaus. Ob ich denn nicht bemerkt hätte, dass er, wenn er wieder gegangen sei, immer etwas unter dem Arm gehabt habe. Ich bestätigte ihm wiederum meine Erinnerung und er sagte mir, dass er bei uns Butter und Käse bekommen habe. [...] Ein Bekannter vom Seveler Berg ist ungefähr alle zwei Monate bei uns vorbeigekommen und mit meiner Mutter jeweils in der Küche verschwunden. Unsere Mutter hat uns dann immer hinausgeschickt und die Tür der Küche hinter sich abgeschlossen. Wir Kinder haben uns immer gefragt, was unsere Mama mit dem in der Küche macht [...]. Jedenfalls hat der Mann Butter und Käse gebracht, was beides rationiert war, und das durfte daher niemand erfahren, weil mein Vater sonst eingesperrt worden wäre oder so. Man durfte ja bei Bauern nicht direkt Esswaren holen. Gemacht hat man es zischendurch trotzdem, obwohl auch Kontrollen von den Gemeindeorganen durchgeführt wurden. Und den Herrn Doktor Sulser, der unser Hausarzt war, hat man damit bezahlt.»

Singen

Etwas, was in allen Interviewausschnitten ebenfalls zur Sprache kam, war das Singen von Liedern im Alltag. Summarisch kann festgehalten werden, dass das Singen beim Vertreiben der Alltagssorgen eine wichtige Rolle spielte. Die heutige Forschung ist sich weitgehend einig, dass Musik das Belastungsempfinden der Menschen verringert. In Heinrich Seiferts Worten: «[...] Aufgefallen ist mir nach Kriegsende, dass das Singen der Soldaten im Dorf nicht mehr oft zu hören war. Wenn die Soldaten

während des Krieges von Gretsches nach Azmoos marschierten mussten, um dort ihre Schießübungen zu absolvieren, dann haben sie meistens gesungen. [...] Wir haben in der Rekrutenschule auch oft gesungen, zu uns kam sogar einmal der Gefreite Fred Schreiber, der einen halben Tag mit uns gesungen hat. [...] Ich kann mich auch noch gut daran erinnern, dass, wenn wir ein Austreten hatten und die Mannschaft nicht innert fünf Minuten oder so zu singen begann, dann mussten wir wieder auf an die Arbeit. So hat man natürlich gern gesungen. Aber ich glaube auch, dass es geholfen hat, den Alltag besser zu bewältigen, beispielsweise auf den Märschen. [...] Wir hatten seinerzeit ein Militärsingbüchlein erhalten. Da waren Lieder wie 'Hoch auf dem gelben Wagen', 'Die Nacht ist ohne Ende' und so weiter drin.»

Irene Seifert ergänzt: «Meine Mutter hat während des Krieges zu Hause oft gesungen, um die Alltagssorgen etwas zu vertreiben. Sie hat aber immer sehr traurige Lieder, auch Lieder über den Krieg, gesungen. An einen Liedtext kann ich mich noch ungefähr erinnern: 'Leise läuteten Abendglocken, die Natur neigt sich zur Ruh, und im Kloster betet leise eine Nonne in schwarzer Tracht, betet um den armen Krieger, den man ihr heute hat gebracht. Beide Beine abgeschossen und dazu den linken Arm...', weiter weiß ich aber nicht mehr. Ein anderes oft gesungenes Lied hieß 'Gefangen in maurischer Wüste'. Wiederum in einem anderen, dessen Titel ich nicht mehr weiß, ging es um einen Soldaten, der nach Hause kam und seine Freundin hatte einen anderen Mann kennengelernt.»

Dank

Wir danken unseren Gesprächspartnern Hans Eggenberger, Jakob Grüninger, Hans Rissi, Heinrich und Irene Seifert und Hans Senn für ihre Bereitschaft für die aufschlussreichen Gespräche.

Literatur

Brassel-Moser 2010: BRASSEL-MOSER, RUEDI, Eingabe der Zweihundert. In: Historisches Lexi-

kon der Schweiz (HLS), Version vom 20.9.2013, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17341.php>

Degen 2010: DEGEN, BERNHARD, Rationierung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version 20.9.2013, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13782.php>

Dejung 1999: DEJUNG, CHRISTOF, Die heutigen Schlaumeier wollen alles besser wissen. In: «... denn es ist alles wahr»: Erinnerungen und Geschichte. Hg. Bundesarchiv Bern, Bern 1999, S. 49–69.

Geiger 1997: GEIGER, PETER, Krisenzeiten. Liechtenstein in den Dreissigerjahren 1928–1939, 2 Bde., Vaduz/Zürich 1997.

GEIGER, PETER, Kriegszeit, Liechtenstein 1939 bis 1945, 2 Bde., Vaduz/Zürich 2010.

Hirrlinger 1982: HIRRLINGER, KARL, Die Bombardierung von Stein am Rhein am 22. Februar 1945 und ihre Zusammenhänge. In: Heimatblätter des Historischen Vereins von Stein am Rhein, 6. Jahrgang, 1982.

Królik 2011: KRÓLIK, TOMASZ, Einführung in die Oral History, Wien 2011.

Lemmenmeier 2003: LEMMENMEIER, MAX, Krise, Klassenkampf und Krieg. In: Sankt-Galler Geschichte 2003, Bd. 7, St.Gallen 2003, S. 9–118.

Meienberg 1975: MEIENBERG, NIKLAUS, Ernst S., Landesverräter (1919–1942). In: MEIENBERG, NIKLAUS, Reportagen aus der Schweiz, Darmstadt, 1975, S. 162–239.

Noll 1980: NOLL, PETER, Landesverräter. 17 Lebensläufe und Todesurteile 1942–1944, Frauendorf 1980.

Senn 2013: SENN, HANS, Die militärisch betroffene Schweiz. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version 25.9.2013, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8927.php>

Wigger 2004: WIGGER, OTMAR, Die Luftgefechte im Mai/Juni 1940. In: Schweizer Schlachtfelder III: Schwaderloch, Luftgefechte 1940. Hg. Eidgenössische Militärbibliothek und Historischer Dienst, Bern 2004, S. 21–37.

Mündliche Quellen

Hans Eggenberger, Interview vom 4. September 2013, Oberschan.

Jakob Grüninger, Interview vom 11. September 2013, Berneck.

Heinrich und Irene Seifert, Interview vom 18. September 2013, Trübbach.

Hans Senn, Interview vom 9. September 2013, Azmoos.

20 Lemmenmeier 2003, S. 91.